WELT AM SONNTAG

WeLT am SONNTAG

Reach: 543.065

AÄW: 200.934,3 €

Verbreitung: 204.160

Seite: 11

Datum: 01.09.2024

Autor: Oliver Bilger

Der Gefreite Heinz Heuer

Der Zweite Weltkrieg liegt ein Menschenleben zurück, doch weiterhin gelten fast 1,2 Millionen Deutsche als vermisst. Heinz Heuer ist einer von ihnen. Sein Enkel Oliver Bilger hat sich auf die Spurensuche begeben: Was lässt sich heute noch erfahren - und warum bleibt die Vergangenheit so wichtig für die Zukunft?

"Sie hatten sich im Sumpfdickicht dicht beieinander aufgehalten, um sich vor den ortskundigen Russen, die das Gebiet durchkämmten, zu verstecken. Mehrfach war Maschinengewehrfeuer auf die Moor-Schlammgebiete gelenkt worden. Der Gefreite Heinz Heuer war von dem vorausgegangenen langen Laufen völlig außer Atem, keuchte und stöhnte und war außerstande, die in den Morast versinkenden Füße zwischen dem Gestrüpp und den Schlinggewächsen herauszuheben. Infolge der Dunkelheit war jede Orientierung ausgeschlossen. Er unternahm noch verschiedene Versuche, den Knüppeldamm zu erreichen, der in unmittelbarer Nähe sein musste. Offenbar hat er ihn verfehlt und ist dann wohl entkräftet im Moor versunken."

Das Moor wurde zu seinem Grab. Heinz Heuer starb fern der Heimat, in der seine schwangere Frau und die erst 20 Monate junge Tochter auf ihn warteten. Er diente in einer Sanitätskompanie der Wehrmacht. "Ich danke euch bestens, daß ihr in den Gebeten so meiner gedenkt", schrieb er im Sommer 1941, als er 36 Jahre alt war. "Ich nehme an, daß mich der liebe Gott beschützen wird." Wenige Wochen später war er tot, gestorben in der Schlacht um Kiew: irgendwo in der Nähe der Kleinstadt Baryschiwka.

Heute ist vom Moor im Umkreis nichts mehr zu sehen. Die Menschen haben es trockengelegt und das Land kultiviert. In Bakumiwka, einem Dorf im Rajon Baryschiwka, etwa 70 Kilometer östlich von Kiew, gibt es ein brachliegendes Feld, halb so groß wie ein Fußballplatz. Wild wachsende Sträucher und aufgereihte Birken säumen die Ränder. Drei dunkle, mannshohe Holzkreuze ragen in den blauen ukrainischen Himmel. Dahinter, unter der schwarzen Erde, ruhen die Überreste von Soldaten.

Nebenan, auf einer Anhöhe, steht eine orthodoxe Kapelle mit blauem Dach und goldenem Kreuz. Der süßliche Duft von Weihrauch erfüllt den kleinen Kirchenraum. Drei Priester feiern eine Andacht. Nach dem Gebet tritt ein älterer Mann ein. Er möchte von früher erzählen. Pawlo Holowko, 71 Jahre alt, ist in Bakumiwka aufgewachsen. Den Zweiten Weltkrieg kennt er bloß aus den Erzählungen seines Großvaters und der Nachbarn: über den Kampf der Wehrmacht gegen die Sowjetarmee, von den Deutschen einfach "der Russe" genannt. Und über die Toten, die aus der Umgebung hierhergebracht und begraben wurden. "Auf dem Feld standen Kreuze aus Birkenästen", sagt Holowko. "Mit Helmen auf der Spitze." Die Dorfbewohner nennen den Ort Nimez"ke pole - deutsches Feld. Die Gebeine von Dutzenden sollen hier liegen, vielleicht 100. Niemand weiß es genau, keiner kennt ihre Namen. Ob Heinz Heuer unter ihnen ist, ist ungewiss. Sicher ist nur, dass er einer von etwa 1,2 Millionen Deutschen aus dem Krieg ist, deren Verbleib bis heute ungeklärt, deren Tod nicht bescheinigt und deren letzte Ruhestätte unbekannt ist. Der Großteil von ihnen sind Soldaten, verschollen an der Ostfront. Was lässt sich über die Vermissten noch erfahren? Was ist aus ihrer Zeit im Krieg zu lernen? Eins nach dem anderen.

Der Gefreite Heuer war mein Großvater. Opa Heinz.

Sein Nachlass passt zwischen die Pappdeckel eines Aktenordners: das Abschlusszeugnis aus dem Gymnasium, ein Lebenslauf, ein knappes Dutzend Feldpost- und anderer Briefe. Die Handschrift ist geradlinig, aber schmal und kantig - ein schwer zu entziffernder Gruß aus der Vergangenheit. Ein kleines Fotoalbum mit schwarz-weißen Aufnahmen aus Schlesien existiert ebenfalls. Darin Bilder der Hochzeit, von einer Reise an den Wörthersee, Weihnachten mit Kameraden an der Westfront. Die Aufnahmen zeigen einen jungen Mann mit ernster Miene, die Uniform spannt über dem Bauch. Lange stand der Ordner unbeachtet im Keller meines Elternhauses, wie eine Zeitkapsel, die auf ihren Entdecker wartet. Opa Heinz war nur selten Gesprächsthema. Seine Tochter, meine Mutter, erklärte: Er war kein Anhänger der Faschisten und wollte nicht in den Krieg, aber er hatte keine Wahl. Das Schweigen ist typisch für die Generation der Kriegskinder und Kriegsenkel. Und eines Tages waren Nachfragen unmöglich. So bleibt eine Lücke in der Familiengeschichte.

Geht es um den Zweiten Weltkrieg, der am 1. September 1939 begann, kennen sich die Deutschen im Großen und Ganzen gut aus: Zahlen und Fakten über Nationalsozialismus und Holocaust sind seit der Schulzeit verinnerlicht. Über den Krieg im Kleinen jedoch, über die eigenen Angehörigen, wissen sie wenig. Viele betrachten ihre Verwandten als Opfer oder als Helfer von NS-Opfern, das geht aus Umfragen hervor. Nazis - das waren immer die anderen. 85 Jahre ist es jetzt her, dass Adolf Hitler den Kontinent mit Gewalt überzog. Das Ende der Diktatur jährt sich im nächsten Mai zum 80. Mal. Und mit der Zeit schwindet sogar das geringe Wissen über die Vorfahren.

Dabei gibt es für viele Familien noch einiges zu entdecken.Briefe und andere Dokumente existieren oft, während Zeitzeugen nicht mehr leben. Und so stehen diese Quellen auch am Beginn meiner Spurensuche, die um den Jahreswechsel mit Anfragen an Archive beginnt und mich an Kriegsschauplätze in Polen und der Ukraine führen wird. Es ist eine Reise zu den eigenen Wurzeln und zu den Menschen, die im Auftrag der Erinnerung nach den Vermissten suchen, Akten durchforsten und nach Toten graben. Vor allem das Rote Kreuz, das Bundesarchiv und der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge helfen, aus Bruchstücken von Informationen ein Mosaik zusammenzusetzen. Ihre Arbeit zeigt, warum die Vergangenheit für die Zukunft relevant bleibt.

Heinz Heuer wurde am 23. Januar 1905 in Kattowitz geboren. Im März 1923 beendete er das Gymnasium in Hirschberg, dem heutigen Jelenia Góra. Sein Abschlusszeugnis vermerkte: "Betragen: gut. Fleiß, Aufmerksamkeit, Handschrift: genügend." Es folgten Lehre und Anstellung bei der Deutschen Bank. Nach seiner Heirat führte er die Vermögensgeschäfte seiner Schwiegermutter. Ende August 1939 kam er zur Armee: in die Sanitätskompanie 162 der bei Breslau aufgestellten 62. Infanterie-Division. Er hoffte offenbar, dass sein Militärdienst schnell vorübergehen würde. Anfang November bewarb er sich in Kattowitz als Bankbeamter, um in den erlernten Beruf und an seinen Geburtsort zurückzukehren: "Ich bin zurzeit zwar bei der Sanitätstruppe tätig, nehme jedoch an, wegen einer Fußverletzung demnächst entlassen zu werden."

Im Ordner mit den Unterlagen befindet sich auch ein Antrag, den seine Frau nach dem Krieg beim Roten Kreuz eingereicht hatte, nachdem sie in die Oberlausitz geflohen war. Den Suchdienst gibt es bis heute. Er hilft, wenn Krieg, Flucht oder Naturkatastrophen Familien auseinanderreißen. Nach den Vermissten des Zweiten Weltkriegs wird ebenfalls weiterhin gesucht. Wer Informationen erfragt, erhält Post von Maximilian Fixl oder seinen Kollegen.

Der 32-jährige Historiker leitet seit zwei Jahren den Fachbereich Zweiter Weltkrieg beim Suchdienst in München. Hier arbeiten 51 Mitarbeiter in einem Bürokomplex im Stadtteil Giesing. Fixl führt durch den langen Flur im ersten Stock, öffnet eine schwere Brandschutztür und betritt ein karges Büro. Dort zieht er ein großformatiges Buch aus einem Regal, das einst ein wichtiges Instrument zur "Schicksalsklärung" war - so nennen sie ihre Arbeit. Fixl betont,

dass jeder ein Anrecht darauf hat, zu wissen, was mit seinen Angehörigen geschehen ist, unabhängig von ihren Taten. "Damit sie nicht namenlos und verschollen bleiben."

Getötet, ausgebombt, gefangen, vertrieben - nach der Kapitulation suchte jeder vierte Deutsche nach Angehörigen oder wurde vermisst. Um Kontakte wiederherzustellen, legte das Rote Kreuz ein gigantisches Verzeichnis an: Daten von 20 Millionen Personen auf schließlich 50 Millionen Karteikarten. Ab 1951 setzte die Hilfsorganisation Fotos ein, um das Schicksal von mehr als zwei Millionen Vermissten im Osten zu klären. Familien stellten Bilder zur Verfügung, damit sich die Heimkehrer leichter erinnern konnten, oft kannten sie nur die Vornamen ihrer Kameraden. Im niedersächsischen Grenzdurchgangslager Friedland oder auf Veteranentreffen in der Republik stöberten die aus sowjetischer Gefangenschaft Entlassenen in den sogenannten Vermisstenbildlisten. Bestenfalls konnten sie berichten, wann und wo sie einen Gesuchten zuletzt gesehen hatten. Ende der 50er-Jahre erschienen die Listen in Buchform: 225 Bände, 125.000 Seiten. 20 Vermisste auf jeder Seite. Eine Enzyklopädie der Ungewissheit.

Im Band, den Fixl aus dem Regal zog, findet sich das Foto von Heinz Heuer auf Seite 173, in der untersten Reihe Mitte. Die Methode funktionierte. Ein Heimkehrer, ehemals Divisionsarzt, erkannte den Vermissten. Der Mann, inzwischen als Mediziner in Hessen tätig, schrieb im Sommer 1954 einen Brief an meine Großmutter. Auf zwei Seiten schilderte er seine Erinnerungen - bis hin zu Heuers letzten Momenten, wie er "entkräftet im Moor versank". Die genaue Todesursache nannte der Arzt nicht, erwähnte aber "Asthma" und einen möglichen "Herzknax". Er beschrieb noch weitere Details über den Horror des Krieges, aber dazu später mehr. Der Arzt berief sich auf die Worte eines anderen Sanitätssoldaten, der die letzten Momente miterlebt und überlebt hatte, weil er sich auf einen Baumstumpf retten konnte. Die Angaben seien subjektiv, und viele Eindrücke verblasst, betonte der Arzt. "Vielleicht helfen sie aber, dass Sie sich ein Bild von den Ereignissen machen können."

Der Suchdienst schloss den Fall 1971 vorläufig ab, aber offiziell gilt Heuer weiter als vermisst, denn die Aussage aus zweiter Hand genügt nicht, um den Tod zu beurkunden. Erzählungen von Heimkehrern seien in einigen Fällen mit Vorsicht zu betrachten gewesen, erklärt Fixl, weil das Geschehene Jahre zurücklag. Es kam vor, dass ein Soldat glaubte, den Tod eines Kameraden gesehen zu haben - tatsächlich war dieser stattdessen in Gefangenschaft geraten und überlebte noch eine Weile in einem sowjetischen Lager. Solche Irrtümer waren keineswegs selten, sagt Fixl. Er hält es gleichwohl für "sehr wahrscheinlich", dass sich im konkreten Fall die Ereignisse wie beschrieben zugetragen haben.

Erst ab den 1990er-Jahren führten neu erschlossene Informationen dazu, dass viele Familien vom tatsächlichen Verbleib ihrer Angehörigen erfuhren; als der Suchdienst Zugang zu den Archiven der UdSSR erhielt. Es ist der Grund, warum sich das Rote Kreuz bis heute mit den Vermissten beschäftigt. In München arbeiten sie Daten ab, die sie in den Jahren seit Ende des Ost-West-Konflikts erhalten haben. Und das sind längst noch nicht alle. Seit dem Frühjahr 2022 sind die Archive jedoch wieder unzugänglich. Auch auf Unterlagen in der Ukraine gibt es derzeit keinen Zugriff. Fixl hofft, dass eine Zusammenarbeit aufs Neue möglich sein wird, wenn der Krieg vorüber ist. Sein Fachbereich konnte in den zurückliegenden drei Jahrzehnten fast 260.000 Schicksale klären, und die Zahl steigt weiter.

Im vergangenen Jahr hat der Suchdienst 7806 Anfragen bearbeitet. 2022 waren es 10.277, davor 13.640. Das Interesse sei hoch, sagt Fixl. Fast ein Drittel stammt von den Kindern der gesuchten Personen, teilweise haben diese den Krieg selbst noch miterlebt. Dann folgen Enkel und Urenkel. Ein Jahr kann es dauern, bis eine Antwort kommt, da die Zahl der Anliegen die Kapazitäten in München übersteigt. Zwischenzeitlich war geplant, die Schicksalsklärung aus dem Zweiten Weltkrieg zu beenden. Doch nun geht die Arbeit bis Ende kommenden Jah-

res weiter, eine Verlängerung bis 2030 ist nicht ausgeschlossen.

Die Motivation, sich an den Suchdienst zu wenden, sind für die Generation der Kriegskinder persönliche Erlebnisse und Schicksale. "Sie wissen nicht, was ihre Eltern während der NS-Zeit getan haben und was mit ihnen passiert ist - vor allem, wenn sie zu Lebzeiten schwiegen", sagt Fixl. "Enkel und Urenkel haben eine größere Distanz zu den Geschehnissen." Sie befassen sich aus einem allgemeineren Interesse mit dem Thema, aber auch für sie "spielt der persönliche Bezug eine nicht zu unterschätzende Rolle". Der Historiker kann nachvollziehen, dass die Suche in der Vergangenheit der eigenen Familie nicht jedem leichtfällt. "Es ist verständlich, dass es da eine Hemmschwelle gibt", sagt er. "Die meisten Familien standen nicht auf der Seite der Opfer." Doch sei es eine Chance, abzuschließen.

Fixl hat noch etwas beobachtet: Der Krieg in der Ukraine verstärkt bei einigen das Interesse an der Familiengeschichte. "Weil in den Nachrichten die Namen von Orten auftauchen, die sie aus den Erzählungen in ihrer Familie kennen." Orte wie Baryschiwka.

Meine Reise in die Vergangenheit beginnt an einem kalten Wintermorgen, die Fahrt dauert 24 Stunden: Berlin, Warschau, Chełm, Kiew. In der Ukraine starb mein Großvater, zugleich lässt sich hier beobachten, wie Menschen Versöhnung leben. Beim Umstieg in Chełm im Osten Polens umhüllt dichter Nebel die Gleise. Im Wartesaal des Bahnhofs hängen alte Fotografien, auch aus der Zeit der deutschen Besatzung. In Chełm kreuzt sich mein Weg mit dem meines Großvaters: Von hier aus marschierte seine Division ins Nachbarland ein.

Kurz vor Mitternacht setzt sich der Zug nach Kiew in Bewegung. Mit einem Ruck beginnt die Reise, die den Nebel der Vergangenheit ein wenig lichten soll. Im Gepäck: die Briefe des Großvaters und offene Fragen. Was erlebte er im Krieg? Wie stand er zur Ideologie dieser Zeit?

Die Schreiben an seine Frau, zunächst von der Westfront, handelten oft von Alltäglichem:"Beim Optiker Brückner habe ich eine Armbanduhr zur Reparatur hingebracht, hole mir doch bitte diese Uhr ab und sende sie mir zu, meine, welche ich jetzt hier habe, geht schon wieder nicht richtig." (26.4.40)

Er sorgte sich um seine Familie: "Hoffentlich bist Du gesund, mein Liebes, dies bangt mich doch sehr. Wie geht es unserem lieben Kinde? Wie geht es mit der Ernährung für dasselbe?" (12.2.40)

Immer wieder äußerte er den Wunsch nach dem Ende des Krieges: "Hoffentlich ist es uns vergönnt, daß wir das nächste Weihnachten froh verleben können und der unglückselige Krieg ein Ende hat." (19.12.40)

Seltener erwähnte er das Kampfgeschehen: "Hier ist es jetzt lausig kalt und viel Schnee. Gestern Nacht ist bei uns ein Munitionsunterstand in die Luft gegangen, das war ein Betrieb." (15.2.40)

Er beschrieb auch die Schrecken des Krieges: "Lüttich wird wohl heute noch fallen, nein, wenn Du dies alles sehen würdest, was hier die Waffen verrichten, nun sind auch die Eisenbahngeschütze eingesetzt, das Unheimlichste sind aber die Flieger, diese Ketten an Flugzeugen reißen nicht ab und dann die Folgen. Man muss sich wirklich fragen, ob die Menschen verrückt sind." (13.5.40)

Er sprach von Ängsten: "Überlege einmal, was muss ich alles entbehren und dafür eventuell noch das Leben hergeben, abgesehen von dem, was ich schon durchgemacht habe." (21.3.40)

Und er schrieb noch Folgendes: "Wie konnte sich das belgische Volk auf so einen Kampf bloß einlassen, man sieht wieder deutlich, wie der Engländer gehetzt hat. Die Leistung unserer Truppe ist jedenfalls enorm." (17.5.40)

An anderer Stelle heißt es: "Wenn bloß der Franzose

einmal einsehen würde, daß Widerstand leisten doch zwecklos ist, es wird schon doch bloß alles verwüstet." (10.6.40) Außerdem: "Ich freue mich ja auch, daß die ganze Welt Europas gegen den Bolschewismus geht." (16.7.41)

Die Briefe unterlagen teilweise der Zensur. Soldaten wurden ermutigt, Positives nach Hause zu berichten. Aus der Feldpost auf die Haltung des Verfassers zu schließen, sei schwierig, hatte Historiker Fixl noch erwähnt. Es ist, als würde man mit einer Taschenlampe in die Dunkelheit leuchten. Der Lichtkegel erhellt nur einen kleinen Bereich der Oberfläche - einen Bruchteil des Lebens.

Aus Kiew geht es mit dem Auto weiter nach Baryschiwka. Panzersperren und Schützengräben ziehen am Fenster vorbei. So ähnlich sah es hier bereits vor knapp acht Jahrzehnten aus. Im Frühjahr 2022 bombardierte Russland die Kleinstadt und besetzte Teile des Rajons einen Monat lang. Brandruinen und von Geschossen durchschlagene Dächer zeugen noch davon. Raketen zerstörten 50 Häuser, beschädigten mehr als 600.

In der Kleinstadt leben knapp 10.000 Einwohner. Es wäre verständlich, wenn die Menschen angesichts der russischen Invasion kein Interesse daran hätten, über den Zweiten Weltkrieg zu sprechen. Doch Besucher aus Deutschland sind willkommen. Seit mehr als 30 Jahren pflegt die Gemeinde eine Partnerschaft mit Pullach in Bayern. Für ihren Gast haben sie ein ganztägiges Programm geplant: Gespräche mit geschichtsinteressierten Bürgern, gemeinsames Gebet, zum Schluss werden Blumen niedergelegt.

Das kleine Heimatmuseum des Ortes präsentiert in vier Räumen die Geschichte verschiedener Epochen. Im letzten ist die Schnittmenge des alten und des neuen Krieges ausgestellt. Direktorin Ljudmila Nowogradska, eine zierliche Frau von 70 Jahren, zeigt Gewehre, Dolche, Mörsergranaten, Feldflaschen und Helme. Alle Fundstücke stammen von den Schlachtfeldern in der Umgebung. An den Wänden hängen verblasste Schwarz-Weiß-Fotos von Rotarmisten auf einer Seite, scharfe Farbporträts ukrainischer Soldaten gegenüber - damals und heute.

"Geschichte steht nicht still", sagt Nowogradska und deutet auf die Ukrainer, die erneut ihr Leben für ihr Land lassen. "Wir müssen unseren Leuten danken, die uns in dieser Zeit verteidigen." Plötzlich ertönt Luftalarm. Doch die Museumsdirektorin beachtet das Heulen nicht. Sie betont, wie wichtig es sei, die historischen Ereignisse zu kennen: "Nur so können wir verhindern, die gleichen Fehler zu wiederholen." In ihren Worten schwingt Bedauern mit, denn für viele Ukrainer war Krieg bis vor Kurzem bloß ein Kapitel in Geschichtsbüchern - bis erneut eine fremde Macht sie überfiel, wie schon vor 83 Jahren.

"Ich kann mir lebhaft denken, was für einen Schreck Ihr bekommen haben mögt, als Ihr hörtet, daß es nun gegen Russland losgeht. Hier ist nun seit sechs Tagen schon eine bittere Schlacht zugange." (16.7.41)

In den frühen Morgenstunden des 22. Juni 1941 marschierten deutsche Truppen in die Sowjetunion ein - es war der Beginn eines nie da gewesenen Vernichtungskriegs. Hitler wollte den Gegner im Osten "zerschmettern", die Wehrmacht sollte mit unerbittlicher Härte vorgehen. Deutsche Soldaten erschossen, vergasten, erhängten und erschlugen Männer, Frauen und Kinder.

Die 6. Armee sollte Kiew und die Getreideanbaugebiete erobern und ins Donezbecken vorstoßen. Anfang August erreichten Truppen die westlichen Vororte der Stadt. In einer Zangenbewegung umzingelten Panzerverbände Hunderttausende Rotarmisten. Am 19. September fiel Kiew, doch die Kämpfe an der östlichen Kesselfront dauerten an, um den Ring endgültig zu schließen.

Die Einheit, der mein Großvater angehörte, war der 6. Armee unterstellt. Sie hatte bei Chełm den Fluss Bug mit Floßsäcken überquert und war über Kowel und Schytomyr bis an den Dnjepr vorgedrungen.

Manchmal legten die Männer 35 Kilometer am Tag zurück. In einem Brief Mitte Juli schrieb er: "Kanonendonner über Kanonendonner, Maschinengewehrfeuer und vor allem rege Fliegertätigkeit der Russen, die verdammt viele Bomben schmeißen." Eine so lange und heftige Schlacht habe er in Frankreich nicht erlebt. Zwei Wochen später verfasste er einen weiteren Brief: "Die Verletzungen von den Bomben sind grässlich." Er berichtete außerdem von "erbärmlichem Gelände: Moor, Sumpf und so gut wie keine Wege".

Nach der Überquerung des Dnjepr kämpfte seine Division verlustreich in dem unübersichtlichen Sumpfgebiet östlich von Kiew. Dies geht aus den Aufzeichnungen des heimgekehrten Arztes hervor, der später seine Erinnerungen an meine Großmutter schrieb. Mitte September brachte die Wehrmacht den großen Krieg ins kleine Baryschiwka. Dort war die Sanitätskompanie untergebracht. Heinz Heuer erhielt den Befehl, gemeinsam mit einer Handvoll Kameraden "eine vorgeschobene Außenstellung der Kompanie für die Nacht zu besetzen". Worum es sich dabei genau handelte, bleibt unklar. Als Sanitäter dürfte Heuer für solche militärischen Aufgaben weder vorgesehen noch ausgerüstet gewesen sein. Die vorliegenden Unterlagen zeichnen sein Leben nur in Umrissen nach.

Den Worten des Arztes zufolge griff ein versprengter sowjetischer Kampfverband die ausgerückten deutschen Soldaten an, als diese gerade ihr Abendessen einnehmen wollten. Die Kompanie habe sich dennoch "nachdrücklich verteidigt". Heinz Heuer muss in dieser Nacht ums Leben gekommen sein. In den Tagen danach suchten die Soldaten das "überaus unwegsame Gelände" nach Vermissten ab, mussten jedoch aufgrund erneuter Kämpfe abbrechen. Hier verliert sich Heuers Spur.

"Ein Inferno brach aus", schrieb der Arzt über die folgenden Gefechte, die Tausende das Leben kostete: "Leichen bedeckten in unübersehbaren Scharen die wenigen vorhandenen Wege, Straßen und Plätze. Die Mehrzahl der Umgekommenen wurde von den nachstürmenden Menschenmassen in dieselben Sümpfe gedrückt, in denen kurz zuvor Ihr Mann Unterschlupf gesucht hatte. Es war damals unbeschreiblich grauenhaft." Nachrückende Verbände räumten das Kampfgebiet auf, bargen die Toten und hoben Massengräber aus. Noch viele Monate danach wurden Leichen in den Sümpfen gefunden.

"Keine Familie in der Ukraine oder in Deutschland blieb von diesem Krieg unberührt", sagt Boris Skoryk. Der 70-Jährige ist der Vorsitzende des Partnerschaftsvereins auf ukrainischer Seite und hatte in den 90er-Jahren die Idee, der Gefallenen mit einem Kreuz zu gedenken. Es sollte in Bakumiwka stehen, die Kämpfe hatten es fast völlig vernichtet. Viele Bewohner wehrten sich anfangs gegen ein Denkmal, das gleichermaßen an Opfer und Täter erinnert. "Wir waren lange Jahre Feinde", sagt Skoryk. Zu tief waren die Wunden damals. Erst nach und nach konnte er die Menschen überzeugen. Im September 2001, 60 Jahre nach der Schlacht, errichteten sie das Versöhnungskreuz. Mit der Zeit sei das Vertrauen gewachsen, sagt Skoryk. Ein wichtiger Schritt war die Partnerschaft zwischen Baryschiwka und Pullach, die beide Gemeinden im Oktober 1990 besiegelten. "Jedes Treffen hat unsere Freundschaft vertieft."

Das große Versöhnungskreuz steht zwischen der orthodoxen Kapelle und dem deutschen Feld mit drei weiteren Kreuzen. Knapp zwei Dutzend Einheimische sind gekommen, um hier zu beten und Blumen niederzulegen vor dieser Mahnung aus Granit: rote Nelken in gerader Zahl - in der Ukraine ein Symbol für Tod und Trauer.

Anschließend erzählt Pawlo Holowko, der Dorfbewohner mit den goldenen Zähnen, von dem "großen Friedhof", wie ihn einst sein Großvater beschrieben hatte. Nachdem die Deutschen 1943 vertrieben worden waren, ließ die Verwaltung die Grabstätte einebnen. "Ich erinnere mich, dass ich als Kind auf diesem Feld Fußball gespielt habe", sagt Holowko. Später hätten Dorfbewohner dort Gemüse angebaut. Seit Jahrzehnten liegt die Fläche mittlerweile brach. In den 90er-Jahren meldete der Partner-

schaftsverein das deutsche Feld dem "Kriegsgräberverein in München", gemeint ist offenbar der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge. Sie fragten, ob eine Exhumierung geplant sei. Was daraus geworden ist, soll ich erst nach meiner Rückkehr von der Reise erfahren.

Die Tragödien und Ungewissheiten, die ein Krieg mit sich bringt, sind heute zurück in der Ukraine. Fast 32.000 Vermisste zählt das Rote Kreuz aktuell im Land. Abermals werden Generationen traumatisiert. Ob die Beziehungen zwischen Ukrainern und Russen je heilen können? Mykola Kowalenko hat darauf keine Antwort. "Alles liegt in Gottes Händen", sagt er. Der ehemalige Kommunalpolitiker aus Baryschiwka treibt seit Langem die Freundschaft mit Deutschland voran. Auch er ist zum Feld in Bakumiwka gekommen, zum Totengedenken. Er ist im Jahr 1941 geboren und erinnert sich noch vage "an die Tränen der Frauen im Ort, wenn sie Briefe bekamen, dass ihre Männer gefallen sind". Er verlor einen älteren Bruder und seinen Vater. Trotzdem trieb er später die Annäherung zwischen beiden Seiten voran. Wichtig sei, dass die Deutschen um Verzeihung baten und die Ukrainer ihnen die Hand reichten. Vielleicht werde es eines Tages so sein wie mit Pullach. "Niemand kann ewig verfeindet sein", meint Kowalenko - aber es brauche Zeit. "Die nächsten Generationen werden darüber entscheiden."

Auf der Rückfahrt erreicht mich eine E-Mail aus dem Bundesarchiv, eine zweite wichtige Anlaufstelle für die Recherche der Familiengeschichte. Angehängt ist eine Kopie: Heinz Heuers Mitgliedskarte der NSDAP, eingetreten am 1. Mai 1933. Weder aus den Briefen noch aus den Gesprächen war dies je hervorgegangen. Was bedeutet es?

Das Bundesarchiv sammelt Unterlagen aller deutschen Staaten seit dem späten Mittelalter. Es versteht sich als Gedächtnis der Gesellschaft; ein Schutzschild der Demokratie. Wissen hilft gegen Geschichtsverfälschung, gegen Verharmlosung oder Verzerrung der Vergangenheit durch Populisten. Ein offener Zugang zu Quellen dient der Wachsamkeit - besonders in einer Zeit, in der sich Rechtsextremismus und Antisemitismus wieder in der Gesellschaft ausbreiten. Der Umgang mit der Familiengeschichte kann dazu beitragen, das Bewusstsein für die Folgen von völkischem Nationalismus und Hass zu schärfen. Er hilft, historische Verantwortung zu erkennen - denn Vergangenheit vergeht bekanntlich nicht.

Das Archiv übernahm 2019 die Unterlagen der sogenannten Deutschen Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht. Die Behörde war der Nachfolger der Wehrmachtauskunftstelle für Kriegerverluste und Kriegsgefangene, kurz WASt. Sie dokumentierte Laufbahnen und Einsatzorte von Soldaten, Gefangenschaft, Vermisstenmeldungen und Todesfälle. Diese Informationen waren wichtig im Umgang mit Kriegsgefangenen, aber auch im Personenstandswesen und bei der Regelung von Kriegsfolgen wie Entschädigungen. Nach der Kapitulation wurde die Deutsche Dienststelle, ähnlich wie der Rotkreuz-Suchdienst, zu einer Anlaufstelle für Menschen, die nach ihren Söhnen, Ehemännern, Brüdern oder Vätern suchten.

Heute erreichen das Archiv überwiegend Anfragen von Nachfahren, die sich für ihre Familiengeschichte interessieren. Gut 50.000 sind es jedes Jahr. Die Mitarbeiter helfen zudem bei der Identifizierung von Toten, wenn Gebeine gefunden werden, ermitteln Angehörige und melden Sterbefälle noch heute an das Standesamt. Die Abteilung PA, zuständig für personenbezogene Auskünfte, sitzt in Berlin-Tegel. In einer Werks-halle, in der Arbeiter früher Handys montierten, lagert heute die Vergangenheit. 75 Kilometer Schriftgut zu gut 18,5 Millionen Wehrmachtsangehörigen: Personalakten, Krankenunterlagen, Angaben zu Erkennungsmarken, Verlust- und Vermisstenmeldungen sowie Informationen zu Grablagen.

Birgit Wulf ist seit 31 Jahren mit den Dokumenten beschäftigt; lange arbeitete sie mit der zentralen Personenkartei und im Gräberreferat. Mittlerweile

ist die 61-Jährige stellvertretende Leiterin des Grundsatzreferats. Wulf sagt, dass viele Außenstehende die Tätigkeit für trocken halten. Das sei sie aber keineswegs: "Wir finden Menschen, die Jahrzehnte vermisst waren. Das ist auch Seelenarbeit für uns."

Im Archiv riecht es muffig, die Temperatur ist auf 18 Grad gekühlt, um die alten Papiere zu konservieren. Wulf kurbelt an einem Verschieberegal und zwei hohe Metallgestelle gleiten auseinander. Sie tritt in den schmalen Gang mit Plastikboxen voller Karteikarten. Die Personenkarten allein würden aneinandergereiht eine zehn Kilometer lange Papierschlange bilden. Das Bundesarchiv digitalisiert die Unterlagen, um sie zu bewahren und der Nachwelt leichter zugänglich zu machen. Ein Jahrzehnt soll der Prozess dauern.

Wulf beugt sich über eine der Boxen und zieht vergilbtes Papier heraus: die Karte meines Großvaters. Eine solche wurde angelegt, sobald eine Meldung zu einem Soldaten in der Wehrmachtauskunftsstelle einging. Vermerkt waren Name, Geburtstag, Heimatanschrift, Angehörige, Truppenteil, Feldpostnummer und die Nummer der Erkennungsmarke. Weitere Einträge dokumentierten etwa den Zugang zum Regiment, den Einsatz an der Front, Lazarett-Meldungen, Gefangenschaft oder Tod. "Immer wenn eine Meldung zu einem Soldaten kam, wurde die Karte ergänzt", erklärt Wulf. An jedem Monatszehnten ging eine Meldung an die Auskunftsstelle. Es ist, was die Bürokratie über jeden Soldaten erfasste - ein Leben auf Papier, Krieg im DIN-A5-Format.

Anhand dieser Unterlagen lassen sich militärische Werdegänge nachvollziehen. Wo war ein Soldat stationiert? Wo ist er gestorben? War er Täter oder Mitläufer? War er bei der SS? Vor allem für Enkel oder Urenkel sei es wichtig zu erfahren, ob der Verwandte an Verbrechen beteiligt war, sagt Wulf. Das Bundesarchiv kann Fakten liefern. "Eine Mitgliedschaft in der NSDAP allein lässt nicht auf die Gesinnung schließen", erklärt sie weiter. "Es gab Zeiten, in denen fast jeder in die Partei eintrat, aus Euphorie oder aus Eigennutz." Manchmal reichte es auch, dass Freunde eintraten, es entstand eine Gruppendynamik. Und wer es nicht tat, musste mitunter mit Repressalien rechnen, etwa am Arbeitsplatz, so Wulf: "Es gab eine Normalität, in die Partei einzutreten."

Auf der Personenkarte von Heinz Heuer sind überraschend wenige Informationen zu seiner Zeit als Soldat notiert. Warum die sonst so akribische Wehrmacht hier nichts festhielt, kann Wulf nicht erklären. Die meisten Einträge sind Suchanfragen, nachdem er verschwunden war.

Die zentrale Personenkartei ist einer der "Kernbestände, mit denen wir arbeiten", sagt Wulf. Weitere Werkzeuge sind das Verzeichnis der Erkennungsmarken sowie die Gräberkartei, die lange als verschollen galt und erst nach der Deutschen Einheit im Staatsarchiv der DDR wiederentdeckt wurde. Beide Bestände sind wichtig für die Zusammenarbeit mit dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

In Danzig knien an einem sonnigen Frühlingstag vier Männer in gelben Warnwesten in einem Park am Rand des Stadtzentrums. Sie haben ihre Spaten zur Seite gelegt und arbeiten mit feinerem Werkzeug: Kellen, Messern, Bürsten und Pinseln. Je tiefer sie graben, desto präziser wird ihr Handwerkszeug. Zentimeter für Zentimeter entfernen sie Sand und Lehm, Schicht für Schicht legen sie die Vergangenheit frei - mit Sorgfalt und Respekt vor den Toten, die sie hier gefunden haben.

Die Männer arbeiten für den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge. Der Verein sucht im Auftrag der Bundesregierung nach Kriegstoten im Ausland, birgt und bestattet sie. Die Arbeit schien zwischenzeitlich abgeschlossen - ähnlich wie die des Münchner Suchdiensts: Anfang der 80er-Jahre, als die Gebeine an der ehemaligen Westfront geborgen waren und der Eiserne Vorhang stand. Doch nach dem Kalten Krieg ging ihre Mission weiter, und ein Ende ist nicht in Sicht.

In Danzig ist zu lernen, wie die Arbeit des Volksbundes abläuft. Die Männer graben hier in einem Massengrab, in dem sie die Gebeine von mehr als 1000 Menschen vermuten. Unweit des Ortes, an dem am 1. September 1939 Deutschland Polen überfiel. Die meisten starben jedoch erst nach Kriegsende: Die Rote Armee hatte an dieser Stelle ein Gefängnis eingerichtet, um die Besiegten zu internieren. 1945 brach dort eine Typhusepidemie aus. Die Wärter verscharrten die Toten in einem ehemaligen Schützengraben. Dort findet der Volksbund auch Überreste von Wehrmachtssoldaten.

"Es beginnt immer mit einem Hinweis, meist vom Bundesarchiv", erklärt Artur Berger. Der 36-Jährige mit dem dunklen Vollbart leitet den Umbettungsdienst in Mittel- und Südosteuropa. Umbetten nennt der Volksbund die Exhumierung der Toten, die später auf einem Sammelfriedhof bestattet werden. Berger spricht über die Gräberkartei im Bundesarchiv, die Informationen darüber liefert, wo einst Soldaten begraben wurden. Der Volksbund gleicht diese Angaben mit eigenen Erkenntnissen ab und verfolgt Hinweise, die oft auf Erinnerungen von Zeitzeugen basieren. Zufällige Gebeinfunde, etwa bei Bauarbeiten, können ebenfalls Anstoß zur Exhumierung geben.

Als Nächstes wird sondiert. Berger nimmt eine Stahlstange in seine Hände, die "Sondiernadel". Diese treiben die Arbeiter in den Boden. "Um die Toten bildet sich oft eine Luftblase", erklärt er. Die Nadel dringt dann schneller in den Boden ein. "Verschwindet der Widerstand, haben wir möglicherweise eine Grablage gefunden." Dann beginnt das Graben - vorausgesetzt, die nötigen Genehmigungen liegen vor.

"Unsere Arbeit ist immer politisch", sagt Berger, "denn je besser die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und dem jeweiligen Land sind, umso unproblematischer erhalten wir Genehmigungen zum Suchen." In einigen Gebieten in Russland kann der Volksbund nach wie vor arbeiten, allerdings in geringem Umfang. In der Ukraine geht die Arbeit in den nicht umkämpften Landesteilen weiter - auch auf Wunsch der Mitarbeiter vor Ort. An der Front kann es vorkommen, dass Soldaten auf alte Gebeine stoßen, während sie neue Schützengräben ausheben. Erneut begegnen sich die beiden Kriege.

Der Volksbund gräbt nach einem festen Schema: Ein Bagger hebt zunächst die obersten Erdschichten ab, bis die Umbetter auf den sogenannten Leichenschatten stoßen: Knapp über den Gebeinen verfärbt sich die Erde durch die Zersetzung des Leichnams dunkel. Ab hier müssen die Männer vorsichtig sein, denn bald stoßen sie auf Knochen. Dann greifen die Arbeiter zu kleineren Werkzeugen. Ihr Vorgehen ähnelt dem von Archäologen.

Sie arbeiten sich vor von den Füßen zum Kopf. "Am Schädel lässt sich unter anderem das Alter des Toten bestimmen", sagt Berger. Seit zehn Jahren arbeitet er für den Volksbund und kann routiniert einschätzen, mit wie vielen Jahren der Gefundene starb. Er achtet dabei auf das Wachstumsloch im Unterkiefer, die Zähne oder die Fontanelle: Je zackiger die Schädelnaht, desto jünger starb der Mensch. Aber auch der Abnutzungsgrad des Hüftkopfes gibt Auskunft über das Alter. Ihn reizt das "Detektivische" an seiner Arbeit.

Zwei Tage zuvor haben Berger und sein Team die Gebeine eines jungen Soldaten geborgen, etwa 18 Jahre alt. Auf Brusthöhe fanden sie eine Erkennungsmarke - das wichtigste Mittel zur Identifizierung. Nachdem die Umbettungsdokumentation bearbeitet ist, sendet das Team den Anhänger ans Bundesarchiv, wo Mitarbeiter den Namen des Soldaten anhand der Nummer auf dem Metallstück ermitteln können.

Der übliche Schritt nach der Bergung ist die Protokollierung der Funde im Depot, die sogenannte Gebeinaufnahme. Mitarbeiter erfassen dabei nicht nur Alter und Größe, sondern ebenso eventuelle Verwundungen und persönliche Gegenstände. Im Fall des jungen Soldaten bestand der Nachlass aus einem Stahlhelm und einer Gasmaske. Im Schützengraben fanden die Umbetter weitere Artefakte: kor-

rodierte Feldflaschen, eine Brille und eine Zahnprothese. Alle Daten werden mit dem Bundesarchiv abgeglichen, das den Todesfall bei bisher nicht für tot erklärten Personen beim Standesamt meldet und Angehörige informiert.

Für den Volksbund gibt es noch viel zu tun. Zwar sollen mehr als 650.000 Kriegstote nicht mehr zu bergen sein, weil ihre Gräber überbaut wurden. Doch pro Jahr exhumieren die Umbetter in Osteuropa die sterblichen Überreste von 12.000 bis 15.000 Personen. Sein Job dürfte Berger bis zur Rente begleiten. "Wir werden noch gut 50 Jahre zu tun haben", schätzt er. "Der Krieg wird dann 130 Jahre her sein - und wir beschäftigen uns immer noch mit ihm."

In der vergangenen Woche hat der Volksbund in Litauen den einmillionsten Kriegstoten seit dem Fall des Eisernen Vorhangs eingebettet - also auf einer Kriegsgräberstätte bestattet. Er wurde vor einem Jahr exhumiert. Es handelte sich um einen Sanitätsgefreiten.

Für 370 andere Kriegstote aus Polen endet die Reise östlich von Stettin. An einem Vormittag im Sommer werden sie bestattet - in kleinen Särgen aus fester Pappe, 40 auf 80 Zentimeter groß. Auf dem Kriegsgräberfriedhof Stare Czarnowo ruhen bereits 29.177 Tote. Jedes Jahr kommen weitere hinzu, die vom Volksbund exhumiert und hierher überführt werden.

Der Friedhof liegt auf einem Hügel, umrahmt von Wald. Ein leichter Wind lässt die Blätter von Birken und Buchen tanzen. Etwa 200 Menschen sind zu der Zeremonie gekommen: Angehörige, Bewohner umliegender Dörfer, Bundeswehrsoldaten und Schüler. Pastor Bernhard Riedel begleitet diese Einbettungen seit 25 Jahren - es ist für ihn eine Herzenssache. "Es gibt keinen besseren Ort zum Lernen als vor den Särgen", sagt der Seelsorger im schwarzen Talar. Er sieht in die Gesichter der Anwesenden, einige haben feuchte Augen. "Wenn man all die Gräber sieht, drängt sich die Frage auf, warum der Mensch nichts gelernt hat", sagt Riedel mit Blick auf neue Konflikte in der Welt. Unter den Gästen des Begräbnisses ist auch Artur Berger. "Wer die Kriegsgräberstätten besucht und wer sieht, wie viele Menschen hier ruhen, der wird über Krieg noch einmal gründlich nachdenken", sagt er. Der werde verstehen: "Krieg führt zu nichts außer zu Leid." Für den russischen Überfall auf die Ukraine findet er deshalb nur ein Wort: "unbegreiflich".

Pastor Riedel breitet die Arme aus und segnet die 370 Särge, bevor sie unter der Erde verschwinden. Die Namen der Toten werden später auf den Gedenksteinen des Friedhofs eingraviert - zur Erinnerung an einen geliebten Menschen. Ein Ort der Trauer hat große Bedeutung für die Lebenden, sagt der Pastor. "Menschen benötigen einen Platz, an dem sie Abschied nehmen können."

Der Volksbund pflegt Kriegsgräberstätten in 46 Ländern, auch in der Nähe von Kiew. Dort gäbe es auch einen Platz für Opa Heinz, falls er jemals im alten Moor gefunden wird. Das deutsche Feld von Bakumiwka ist außerhalb der Ukraine unbekannt. Auf den Hinweis an den "Kriegsgräberverein in München" vor gut 30 Jahren geschah nichts. Der Volksbund war damals noch nicht in der Ukraine aktiv. Bakumiwka, Baryschiwka oder das deutsche Feld tauchen in keinen Unterlagen auf. Näheres ist heute nicht zu recherchieren. Die Toten bleiben anonym.

Mein Großvater ahnte im Sommer 1941, dass er seine Liebsten nicht bald wiedersehen würde. "Ich glaube nicht, daß hier der Krieg so schnell zu Ende sein wird", schrieb er vier Wochen vor seinem Tod. "Ich gedulde mich schon gern noch, wenn ich nur gesund nach Hause komme." Für das Rote Kreuz gehört Heinz Heuer mehr als acht Jahrzehnte später weiter "zu den Menschen, die verschollen sind und deren Schicksal ungeklärt ist", so sagt es Historiker Fixl. Ob sich daran je etwas ändert, ist ungewiss. "Der Suchfall bleibt bis zu einer möglichen Klärung weiterhin offen."

EUROPA
Dnjepr
UKRAINE
Supij
Kiew
Bakumiwka
Baryschiwka
20 km